

Norbert Feldhoff
Dompropst

**So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört
und Gott, was Gott gehört! (Mt 22,21)
Ökonomie und Caritas – Woran glauben wir?**

Vortrag in der Reihe „Caritas und Theologie im Dialog vor Ort“
Geschäftsstelle des Ortscaritasverbandes Rhein-Erft-Kreis
10. September 2008

Es ist für Sie keine Neuigkeit, wenn ich feststelle, dass Kirche und Caritas sich in einer Umbruchsituation befinde, die aus verschiedenen Gründen sehr stark von wirtschaftlichen Zwängen bestimmt ist. Ich halte mich nicht damit auf, Ihnen all das in Erinnerung zu rufen, was Sie aus Ihrer alltäglichen Arbeit wissen. Sie kennen auch die Gefahr, dass immer mehr Lebensbereiche, so auch kirchliches Leben und caritatives Engagement ökonomisch erklärt und sogar ökonomisch bestimmt werden sollen. Diese Erfahrungen sind der Hintergrund für unsere Überlegungen. Wovon lassen wir uns bestimmen? Woran glauben wir?

Da wir uns aus der Sicht der Theologie mit dieser Lebenssituation auseinandersetzen wollen, mute ich Ihnen zunächst vier theologische Grundüberlegungen zu, um dann in einem etwas längeren Abschnitt zu konkreten Ansätzen und Fragestellungen für unseren Alltag zu kommen. Am Schluss dann noch einmal ein theologisches Schmankerl. Es geht dann um Armut und Reichtum.

Nun aber genug der Vorrede. Springen wir ins theologische „kalte Wasser“!

1. „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört und Gott, was Gott gehört!“ (Mt 22,21)

Der Vortrag hat ein berühmtes Jesus-Wort aus dem Matthäusevangelium als Überschrift: „So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört und Gott, was Gott gehört!“ Dieses Wort kann man nur verstehen, wenn man weiß, auf welche Frage es Antwort gibt. Wieder einmal hatten die Pharisäer beschlossen, Jesus mit einer Frage eine Falle zu stellen. Sie schmeichelten sich ein, indem sie Jesus erklärten, dass er immer ohne Rücksicht auf die Person die Wahrheit sage. Dann kam die zweifellos heimtückisch gemeinte Frage: „Ist es nach deiner Meinung erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen oder nicht?“ Jesus erkannte ihre böse Absicht, die Falle, die die Heuchler ihm stellten. Er ließ sich eine Steuermünze geben (die er selbst wohl nicht besaß) und fragte sie: „Wessen Bild und Aufschrift ist das?“ Sie antworteten: „Des Kaisers.“ Darauf dann die inzwischen weltberühmte Antwort: „So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört und Gott, was Gott gehört!“ Als sie das

hörten, waren sie sehr überrascht, wandten sich um und gingen weg.

Brisant war die Frage für Jesus, weil ein einfaches Ja oder Nein für ihn schwerwiegende Folgen gehabt hätte. Bejahte er die Zahlung der Kopfsteuer, machte er seine Verkündigung von der verpflichtenden Gottesherrschaft bei den Juden unglaubwürdig, denn die Münze mit Bild und Aufschrift enthielt deutlich den Anspruch des Kaisers auf göttliche Verehrung. Verneinte er die Zahlung der Kopfsteuer, konnte er als Rebell gegen die kaiserliche Herrschaft beim römischen Prokurator angezeigt werden.

War seine Antwort nun ein diplomatisches Ausweichen vor der brisanten Fragestellung? Vielfach wird die Antwort so verstanden. Danach ist das Leben in zwei Bereiche eingeteilt: in einen geistlichen und in einen weltlichen Bereich. In dem einen ist Gott zuständig, in dem anderen der Staat. So kann und darf die Antwort Jesu im Rahmen seiner gesamten Verkündigung aber nicht verstanden werden.

Seine berühmte Antwort legt eindeutig den Akzent auf den letzten Teil. Die steigernde Aufforderung, Gott zu geben, was Gott gehört, geht über die Fragestellung der Gegner hinaus. Zwar schuldet der Mensch dem Kaiser Gehorsam, aber der Kaiser ist nicht Gott. Ihm darf nicht gegeben werden, was Gottes ist. Die Antwort Jesu besagt also auch: „Gebt dem Kaiser nicht mehr, als was ihm gebührt! Gebt ihm nicht, was Gottes ist.“

Der Staat, die Politik entarten, wenn sie sich mit einem religiösen Nimbus umgeben. Sobald sie sich absolut setzen, verfallen sie dem Gotteskomplex. Sie beanspruchen das Ganze, das Totum und werden totalitär. Sie versprechen paradiesische Zustände und landen in der Hölle des Totalitarismus.

Das Wort Jesu bezieht sich eindeutig auf sein und unser Verhältnis zum Staat, aber die Warnung Jesu darf und muss auch auf andere Bereiche, so auch auf das Ökonomische, übertragen werden. Alles, was sich absolut setzt, was sich an die Stelle Gottes setzt, ist für den Christen unannehmbar.

In der Antwort Jesu wird nicht schwarz-weiß gemalt. Es wird nur unterschieden. Der Kaiser, die Welt, weltliche Ansprüche werden an den rechten Ort gesetzt. Es geht hier um die richtige Wert-Ordnung. Auch der Kaiser hat ein Recht, einen Anspruch, aber eben nicht den Anspruch Gottes. So können wir auch gleich zu Beginn feststellen, es kann in unseren Überlegungen nicht um eine Verteufelung des ökonomischen Handelns gehen. Wirtschaftliches Denken, das Prinzip der wirtschaftlichen Zielerreichung ist nicht an sich unsozial oder unchristlich. Es geht „nur“ um die rechte Einordnung, was bestimmt uns letztlich in unserem Denken und Handeln, privat und dienstlich.

Wenn wir nach der rechten Ordnung fragen, ist es nur ein kleiner Schritt bis zu den zehn Geboten.

2. „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Ex 20,3)

Schauen Sie bitte mit mir auf das erste und zweifellos fundamentale der zehn Gebote „Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Ex 20,3). Von diesem ersten Gebot heißt es in klassischen Beicht-Karikaturen in der Regel: „1. nichts“. Da macht man es sich wohl etwas einfach.

Das erste Gebot ist kein furchterregender Zwang, wie er von heidnischen Götzen oder weltlichen Herrschern erhoben wird. Der Anspruch des ersten Gebotes ist ein Anspruch, der aus der Liebe Gottes stammt. Wer um diese Liebe weiß, wer an sie glaubt und ihr vertraut, bindet sich an keine Götter: „Gott allein genügt“ (Theresa von Avilla).

Auch für Jesus ist die Liebe zu Gott das erste und wichtigste Gebot. Er ruft es im Einklang mit Israel in Erinnerung: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft“ (Mk 12,29f; vgl. Dtn 6,4). Und Jesus fügt hinzu: „Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden“ (Mk 12,31).

Warum tun wir uns eigentlich in der Regel so leicht mit diesem ersten Gebot? Vermutlich, weil wir sagen: Ich glaube doch nicht

an andere Götter in Bäumen oder Steinen und das bisschen Aberglaube wird Gott mir auch nicht übel nehmen. Ausführlich spricht der Erwachsenen Katechismus, den die Deutsche Bischofskonferenz herausgegeben hat, von den „anderen Göttern“, die die Treue und Hingabe an den einen Gott gefährden, ja zerstören, die Vergötzung von Macht, von Genuss und Lust und nicht zuletzt die Vergötzung von Besitz. Damit kommen wir zu einem für unser Thema entscheidenden Wort Jesu.

3. Niemand kann zwei Herren dienen: Gott und dem Mammon (vg. Mt 6,24)

In Anlehnung an das erste Gebot sagt Jesus: „Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den anderen lieben oder er wird zu dem einen halten und den anderen verachten. Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon“ (Mt 6,24).

Der „Götze Mammon“ hat sehr verschiedene Erscheinungsformen und Namen.

Die erste Gefahr, die vom Mammon, dem Besitz, dem Wohlstand, ausgeht, ist die Selbstsicherheit, die Überheblichkeit. Der Wohlstand wird zum Götzen, der die Frage der Suche nach Gott, das Vertrauen auf Gott überflüssig macht. Man kann mit vollen Händen ausgeben, aus der Fülle leben, sogar beschenken. Der Gedanke, dass man vor Gott immer mit leeren Händen dasteht, geht einfach verloren. Wenn der Wohlstand dann noch auf eigene Leistung, der Institution oder persönlich auf beruflichen Erfolg zurückgeht, kommen Stolz und Einbildung hinzu.

Der Götze Mammon kann aber auch – im Gegensatz zur Selbstsicherheit – Sorge und Angst verursachen. Angst, der Wohlstand könnte zerrinnen. Und was bleibt dann? Was das Leben bisher ausmachte, Erfolg, eigene Leistung, Wohlstand – nicht Gott – sind außerordentlich zerbrechlich, vergänglich. Die Angst, dass das, was Halt gibt – nicht Gott –, zerfließt, verfällt, kann zu Verkrampfungen und Geiz führen oder auch zur Gier nach mehr.

Gertrud Höhler hat es einmal so formuliert: „In einer Gesellschaft, die Durchsetzungswillen belohnt, ist es leicht, als Nimmersatt erfolgreich zu sein. Wer kompromisslos seinen Vorteil sucht, gilt als stark und überlegen. Rücksichtslosigkeit beeindruckt all jene, die sich den Regeln fügen und dabei von Verlierergefühlen geplagt sind. Was sie nicht gleich erkennen: Der Gierige ist zwar immer unterwegs, kommt aber niemals an. Er ist Beutetier, das Jäger spielt. Er hat kein Ziel außer Hyperkonsum – von Waren, Gelegenheiten, Menschen. Er ist ein Getriebener ohne Vision ...“

Kann man Götzendienst plastischer beschreiben? Hab–Gier statt Gottes-Dienst. Der Götze Mammon ist nicht nur eine Gefährdung für jeden einzelnen. Er ist wiederum in anderen Varianten auch eine Gefährdung der Kirche, der Caritas.

Der Soziologe Armin Nassehi gibt in seinem Essay „Geld oder Leben“ einen Hinweis über das „Eindringen des Geldes“ in zahlreiche Lebensbereiche.¹ Geld ist nach seinen Überlegungen ein Träger von Verheißung auf absoluten Reichtum und verfolgt darin keinen anderen Zweck, als sich zu vermehren. Als Verheißung über den Tag hinaus erhält Geld quasi einen religiösen Impetus. Nicht die Nutzenfunktion des Geldes wird die Befriedigung von Bedürfnissen oder die Erfüllung bestimmter Aufgaben, sondern sein Endzweck als eigenwertiges Kapital bestimmt die Beziehung zum Geld im Sinn einer unbestimmten Heilserwartung. Von den Wirkungen diesen quasi-religiösen Ersatzcharakters des Geldes sind die Christen und auch die Kirche nicht dispensiert. Sie sind als „Kinder dieser Welt“ diesem Geldstreben – wenn auch eher unbewusst – ausgesetzt.

Bevor ich versuche, diese grundsätzlichen Überlegungen konkret und vielleicht etwas praktisch in unseren caritativen Alltag zu übersetzen, noch ein letzter theologischer Ansatz.

4. Die göttliche Ökonomie

Wir sind gewohnt „Ökonomie“ als einen Begriff der Wirtschaft zu verstehen und das ist sicher auch richtig und vernünftig. Im alltäglichen Sprachgebrauch ist uns aber das Bewusstsein

¹ Armin Nassehi, Geld oder Leben in: Soziologische Revue 28 (2005), 99-107

verloren gegangen, dass wir es hier auch mit einem sehr ursprünglichen theologischen Begriff zu tun haben. Es ist dann die von Gott geschaffene Weltordnung, die Verwirklichung seines Heilsplans gemeint. Ganze Bibliotheken können mit Arbeiten über dieses Thema gefüllt werden. In dieser Stunde muss ich sehr vereinfachen. Die göttliche Ökonomie, das Heilshandeln Gottes lässt sich in einem einzigen Wort ausdrücken: Liebe. Gott liebt die Welt, die sündige, untreue Welt so sehr, dass er seinen Sohn zur Rettung der Menschen Mensch werden ließ und mit dem berühmten Christus-Hymnus aus dem Philipperbrief fahre ich fort: „Sein Leben war das eines Menschen. Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.“ (Phil 2,7f) Im Tod Jesu am Kreuz vollzieht sich, wie Papst Benedikt in seiner Caritas-Enzyklika formuliert, „jene Wende Gottes gegen sich selbst, in der er sich verschenkt, um den Menschen wieder aufzuheben und zu retten – Liebe in ihrer radikalsten Form“.² und „die Art wie Gott liebt, wird zum Maßstab menschlicher Liebe.“³

Caritative Ökonomie sollte Abbild der Ökonomie Gottes sein, einer Ökonomie um des anderen willen, einer Ökonomie, die die Letzten, die Hungernden, die Dürstenden, die Trauenden, die Gefangenen, die Nackten, die Fremden, die Obdachlosen an die erste Stelle setzt (vgl. Mt 25,41-45). Dann geben wir Gott, was er uns gegeben hat: den Menschen eine menschenwürdige Zukunft.

Damit aber Schluss mit den theologischen und vielleicht auch etwas abstrakten Überlegungen. Ich will nun den Versuch machen, in fünf Punkten diese Ansätze für unsere Arbeit zu konkretisieren, wobei ich jeden Punkt in zwei Gedanken, Thesen, Fragen zu entfalten versuche.

5. Konkretisierungen – Anfragen an und Thesen für die Praxis

5.1. Im Mittelpunkt der Mensch

Die Ökonomie Gottes orientiert sich ausschließlich an der Not und den Bedürfnissen der Menschen. Deshalb gilt für uns: Im Mittelpunkt des caritativen Tuns steht der Mensch. Dies

² DCE 12

³ DCE 11: Diesen Satz sagt Benedikt XVI. in Bezug auf die Geschöpflichkeit des Menschen in Zusammenhang mit der Ehe. Er ist aber ebenso auf die Beziehungswirklichkeit der Menschen im Ganzen anzuwenden

versuche ich im Blick auf die „Kunden“ und die Mitarbeiter zu entfalten.

a) Menschenfreundlich

Ich habe eben von „Kunden“ gesprochen. Manchmal sprechen wir auch von Klienten. Unternehmensberater machen uns deutlich, dass wir als Dienstleistungsunternehmen kundenfreundlich orientiert sein müssen. Das ist sicher nicht falsch, aber kann gefährlich werden. Kundenfreundlichkeit ist noch lange keine Menschenfreundlichkeit. Kundenfreundlichkeit ist eine instrumentalisierte Freundlichkeit mit dem Zweck, das Geld oder die Leistung des Kunden zu erhalten – also einen Nutzen aus der Beziehung zu ziehen. Mit Kunden pflegt man eben Geschäftsbeziehungen. In der Menschenfreundlichkeit geht es um die Zuwendung zum Menschen um seiner selbst willen aus echter, geschenkter Freundschaft. Das ist die Begegnungskategorie Gottes.

In der Armutsdiskussion genügt es nicht, dass wir mit Zahlen und Statistiken die Gesellschaft überzeugen, dass etwas gegen die zunehmende Armut getan werden muss. Zu Recht bemühen wir uns, den „Armen eine Stimme zu geben“, der „Armut in NRW ein Gesicht zu geben“.

Im Bereich der Behindertenhilfe gibt es seit Jahren eine sprachliche Neuorientierung. Wir sprechen nicht mehr von Behinderten, sondern von Menschen mit Behinderung. Das muss allerdings mehr als eine sprachliche Neuorientierung sein. Vielleicht ist das für manche von Ihnen eine Utopie. Ich halte es allerdings für eine reale Möglichkeit, dass die Arbeit mit behinderten Menschen zu einer Schule der Menschlichkeit und des Glaubens werden kann, in der die Helfer, die Profis, die Lernenden sind. Jean Vanier, der seine Harvard-Professur aufgab und die Arche gründete, formulierte dies einmal so: „Durch das Leben mit diesen Männern und Frauen, die mehr oder weniger entstellt waren, wollte ich ihnen ein menschliches Dasein ermöglichen, aber nach und nach entdeckte ich, dass sie es waren, die mir zu einem menschlichen Gesicht verhalfen. Sie ließen mich entdecken, wie sehr ich Mensch bin.“⁴

⁴ Jean Vanier, Heilende Gemeinschaft, Salzburg 1990, 10

b) Die Mitarbeiter, das kostbarste Vermögen

Wenn Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Centesimus Annus“ schon die Mitarbeiter eines Wirtschaftsunternehmens als dessen kostbarstes Vermögen und den entscheidenden Produktionsfaktor bezeichnet (Nr. 35,32-33), gilt dies um so mehr für caritative Unternehmen, weil diese ihre Aufgaben nur durch Personen und personale Beziehungen verwirklichen können, selbst wenn von Fall zu Fall auch erhebliche Sachmittel eingesetzt werden müssen.

Weihbischof Franz Vorrath hat in einem Interview zum 50jährigen Jubiläum des Diözesan-Caritasverbandes Essen, dessen Vorsitzender er ist, es geradezu klassisch so formuliert: „Wir können nicht Barmherzigkeit auf unsere Fahnen schreiben und mit den eigenen Leuten unbarmherzig umgehen.“ Konkret benennt er dann gute Arbeitsbedingungen für die Mitarbeiter, einen partnerschaftlichen Führungsstil, transparente Entscheidungsstrukturen, faire Entlohnung und notwendige Fortbildung.⁵

5.2 Caritas will dem Nächsten dienen und nicht an ihm verdienen

Als die Jünger sich um die Rangfolge stritten, sagte Jesus ihnen das für immer wegweisende Wort: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen“ (Mt 20,28). Daraus leite ich den Grundsatz ab „Caritas will dem Nächsten dienen und nicht an ihm verdienen“. Dies versuche ich im Blick auf die Ökonomie und die Spiritualität unserer Dienste zu entfalten.

a) Wirtschaftliche Perspektive

Ich beginne mit einem Zitat aus dem Entwurf der „Leitlinien für die Unternehmen der Caritas“, die auf der Delegiertenversammlung im Herbst verabschiedet werden sollen (S. 5, Zeile 11-20):

„ Unternehmen der Caritas sind den Prinzipien der Wirtschaftlichkeit, der Nachhaltigkeit und Transparenz

⁵ „...Der Nächste, bitte“. Zum Jubiläum ein Interview mit Weihbischof Franz Vorrath, Bischofsvikar für die Cariats, in Ruhrwort, Jahrgang 50, Nr. 9, 1. März 2008, 3

verpflichtet. Für ihre Existenzsicherung ist ökonomisches und marktgerechtes Verhalten erforderlich.

Unternehmen der Caritas handeln verantwortlich auf dem Markt, wenn ihr Handeln den caritativen Auftrag des Unternehmens erfüllen hilft und die Wertorientierung des Unternehmens fördert. Markt und Marktorientierung sind keine Werte an sich, sondern müssen so gestaltet sein, dass sie die Wertorientierung des Unternehmens der Caritas verwirklichen helfen. Die Marktorientierung darf nicht zu einer Überbetonung und Verselbständigung der ökonomischen Logik und ihrer Instrumente führen.“

Caritas braucht Geld. Ohne Geld können wir keine Nackten bekleiden, keine Hungernden speisen und keine Obdachlosen beherbergen. Geld will anständig verwaltet werden durch die Anwendung des gängigen betriebswirtschaftlichen Instrumentariums und caritative Unternehmen bedürfen auch eines funktionsfähigen Risikomanagements. Das alles ist notwendig und muss in vielen Fällen auch noch verbessert werden, aber die ökonomische Logik, der all diese Instrumente dienen, darf nicht das Denken und Handeln letztlich bestimmen.

Wenn es in dem eben schon zitierten Entwurf der Leitlinien heißt „Unternehmen der Caritas erzielen angemessene Überschüsse und bilden angemessenes Vermögen, um ihre wirtschaftliche Handlungsfähigkeit zu erhalten, unternehmerische Risiken abzusichern und das Unternehmen strategisch weiterzuentwickeln“ (a.a.O. S.9, Zeile 17-20), ist das sicher nicht falsch, aber höchst missverständlich und gefährlich. Wir betreiben caritative Unternehmen und Dienste nicht, um zu verdienen und es ist höchst gefährlich, wenn man von verantwortlicher Stelle hören kann, dass auf das investierte Kapital eine anständige Rendite (3 %, 4 %, 5 %?) erzielt werden muss. Wenn dieses Denken bei uns einzieht, verraten wir fundamental unseren Auftrag. Es ist deshalb von großer Wichtigkeit, dass in den Leitungs- und Aufsichtsgremien unserer Caritas Menschen arbeiten, die nicht nur fachlich kompetent und wirtschaftlich erfahren sind. Sie müssen aufgrund ihrer beruflichen Erfahrung und ihrer Lebenspraxis auch dafür Sorge tragen, dass Caritas nicht zu

Wirtschaftsunternehmen entartet, die am Menschen verdienen wollen, statt den Menschen zu dienen.

b) Spirituelle Perspektive

Der Grundsatz „Caritas will dem Nächsten dienen und nicht an ihm verdienen“ hat auch eine wichtige spirituelle Perspektive für jeden Einzelnen, der in der Caritas tätig ist. In allen Einrichtungen und Diensten der Caritas haben wir es mit Menschen zu tun, die in Not geraten sind und Hilfe brauchen, die krank oder pflegebedürftig sind, die behindert, abhängig, verfolgt, unterdrückt sind, ganz einfach Menschen in den unterschiedlichsten Notlagen. Und wir treten ihnen als die professionellen Helfer gegenüber. Zu Recht können sie von uns professionelle Hilfe erwarten und caritative Unternehmen müssen Wert legen auf die fachliche Kompetenz und Professionalität ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Aber wir so oft im Leben, alles hat zwei Seiten. Die fachliche Kompetenz gibt mir das Bewusstsein, verantwortlich für den anderen zu sein. Ich weiß, was für ihn gut ist. Ich will sein Bestes und dafür reibe ich mich auf. Gerade unter einer nimmermüden Dienstbereitschaft verbirgt sich nicht selten Machtstreben. All meine Fähigkeiten und Kräfte sollen ausschließlich den Ärmsten gehören, aber wehe diesen Ärmsten, wenn sie mir nicht ebenso ausschließlich gehorchen. Vom Dienst im Sinne des Evangeliums kann dann keine Rede mehr sein und sollte die übertriebene Dienstbereitschaft auch zum Herzinfarkt führen, das Gefälle zwischen Betreuer und Betreutem ist dadurch keineswegs aufgehoben, im Gegenteil, der Betreute hat dankbar zu sein für so viel Betreuung. Er hat ein schlechtes Gewissen zu haben, wie strapaziös er ist.

Muss ich Sie darauf hinweisen, wie gefährlich solch eine Haltung für die Arbeit und wie selbstzerstörerisch für die eigene Person sein kann? Haben Sie nicht genug leidvolle Erfahrungen bis hin zum Burn-Out-Syndrom in Ihrem Umfeld, vielleicht sogar im persönlichen Leben? Hilfreich ist ein Hinweis in den Thesen des 5. Werktagsgesprächs der Theolog(inn)en in der sozialen Arbeit (veröffentlicht in der neuen caritas 6/2008), der dort als „konstitutives Element des Liebeshandelns der Kirche“ verstanden wird: „Demut: das rechte Dienen macht die

Mitarbeiter(innen) demütig. Sie wissen, dass sie nicht nur geben, sondern auch empfangen. Sie kennen ihre Begrenztheit und dürfen ‚das Entscheidende‘ Gott überlassen und auf ihn vertrauen.“

5.3 Umgang mit dem Geld

Die entscheidende Frage in der Ökonomie lautet: Wie gehe ich mit den Ressourcen um, zumal mit dem Geld? Setze ich sie so ein, dass sie möglichst effizient sind? Diesen Gedanken möchte ich noch einmal vertiefen.

a) Transparenz

In dem eben schon zitierten Abschnitt aus dem Entwurf der „Leitlinien für die Unternehmen der Caritas“ hieß es u.a., dass die Unternehmen der Caritas der Transparenz verpflichtet seien. Ein wichtiger Gedanke. Ich möchte in diesem Zusammenhang zwischen interner und externer Transparenz unterscheiden. Mit intern meine ich nicht innerbetrieblich, sondern im Bewusstsein jedes Einzelnen vor allem auf der Leitungsebene. Jeder sollte sich darüber klar werden (sich transparent machen), was ihn eigentlich in seinem Handeln bestimmt. Es gibt eine unauflösliche Spannung zwischen der Logik des Evangeliums und der Logik der Finanzen. Ein Grundwort des Evangeliums ist „Gnade“: Gott liebt voraussetzungslos. Der Glaube beruht nicht auf dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung. Die Logik der Finanzen aber ist eine andere: sie beruht auf Wert und Gegenwert. Wer Geld verdienen will, muss arbeiten, wer eine Leistung beziehen will, soll dafür zahlen. Mit Zeichen von Gottes grenzenloser Güte wie z. B. der wunderbaren Brotvermehrung kann und darf ein Finanzverwalter nicht rechnen – selbst wenn er in der Kirche arbeitet. Aber eine Kirche, eine Caritas, die sich nur an der Logik der Finanzen orientiert, wäre arm, ja tot. Der Gott des Lebens und nicht das Geld ist für jeden einzelnen Christen und für die Caritas die letzte, alles bestimmende Wirklichkeit.

Die Sozialpflichtigkeit und Gemeinnützigkeit unserer Unternehmen verlangen eine weitgehende Transparenz der Mittelverwendung. Dies nenne ich die externe Transparenz. Man sollte die nicht nur als Zwang sehen, sondern gerade gegenüber Spendern unvoreingenommen offen legen, wofür

und wie ihre Spende verwendet wurde. Nur so kann man übrigens Spender halten und gewinnen. M. E. sollte auch mehr als es allgemein üblich ist darüber nachgedacht werden, wie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter über das Finanzgebaren ihres Dienstes ihrer Einrichtung ehrlich und umfassend informiert werden. Ich habe die gesamten Rücklagen des Erzbistums in Spardiskussionen den Mitarbeitern, die in verschiedenen Arbeitsgruppen mitwirkten, offengelegt. Ich bin der Meinung, nur wenn man die Mitarbeiter von der Notwendigkeit solcher Rücklagen überzeugen kann, sind diese letztlich auch verantwortbar.

Im „Kompendium der Soziallehre der Kirche“ heißt es: Unternehmer und Manager dürfen sich „in den großen strategischen und finanziellen Entscheidungen über Ankauf oder Verkauf, die Verkleinerung oder das Schließen von Niederlassungen sowie in der Fusionspolitik... nicht ausschließlich auf finanzielle oder kommerzielle Kriterien beschränken ... Zu ihren klar definierten Pflichten gehört auch der konkrete Respekt vor der Menschenwürde, der in ihrem Unternehmen tätigen Arbeiter.“⁶ Dieser Text gilt „selbstverständlich“ nur für weltliche Wirtschaftsunternehmen, aber dürfen sich kirchliche Unternehmen von solchen Aussagen dispensieren? Ist es verantwortbar, dass caritative Unternehmen sich durch große Investitionen übernehmen und anschließend von den Mitarbeitern, die vorher „selbstverständlich“ nicht beteiligt waren, Gehaltsverzicht erwarten, um die erforderlichen Darlehen bedienen zu können? Die Transparenz des ökonomischen Verhaltens gegenüber den eigenen Mitarbeitern dürfte im Bereich der Caritas nochentwicklungsfähig sein.

b) Geld für Geist

Den zweiten Gedanken zum „Umgang mit dem Geld“ habe ich überschrieben „Geld für Geist“. Das muss erklärt werden.

Papst Benedikt hat in seiner Enzyklika „Deus caritas est“ sehr positive Worte zur beruflichen Kompetenz der caritativen Mitarbeiter gefunden. Er fährt dann aber fort: „(berufliche Kompetenz) allein genügt nicht. Es geht ja um Menschen und

⁶ Kompendium Nr. 344

Menschen brauchen immer mehr als eine bloß technisch richtige Behandlung. Sie brauchen Menschlichkeit. Sie brauchen die Zuwendung des Herzens. Für alle, die in den caritativen Organisationen der Kirche tätig sind, muss es kennzeichnend sein, dass sie nicht bloß auf gekonnte Weise das jetzt Anstehende tun, sondern sich dem anderen mit dem Herzen zuwenden, so dass dieser ihre menschliche Güte zu spüren bekommt. Deswegen brauchen diese Helfer neben und mit der beruflichen Bildung vor allem Herzensbildung: Sie müssen zu jener Begegnung mit Gott in Christus geführt werden, die in ihnen die Liebe weckt und in ihnen das Herz für den Nächsten öffnet, so dass Nächstenliebe für die nicht mehr ein sozusagen von außen auferlegtes Gebot ist, sondern Folge ihres Glaubens, der in Liebe wirksam wird.“ (Nr. 31a)

Es ist zu fragen, ob eine pastorale und spirituelle Fachlichkeit des caritativen Handelns eine fest zu kalkulierende Finanzgröße in der caritativen Ökonomie ist. Die Aussage Jesu „Der Mensch lebt nicht nur von Brot, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt“ (Mt 4,4) verlangt, die notwendigen finanziellen Ressourcen zur Verfügung zu stellen, die zur Herzensbildung führen. Geld für Geist.

Es bedarf einer gemeinschaftlichen kontinuierlichen Reflexion unserer christlichen Werthaltung, die uns zur Caritas motiviert.

5.4 Ehrenamt

a) Reichtum ...

Ein Reichtum unserer Caritas ist zweifellos das Ehrenamt. Klassisch hat Papst Johannes Paul II. dies in seiner Ansprache vor der Deutschen Bischofskonferenz bei seinem zweiten Deutschlandbesuch am 30. April 1987 im Kölner Maternushaus formuliert: „Trotz aller staatlich organisierten Fürsorge und caritativen Tätigkeit bleibt der persönliche Einsatz für den notleidenden Mitmenschen ein wesentliches Kennzeichen der Jünger Christi.“ Hier ist der Ursprung des Begriffes „Dienstgemeinschaft“ – Gemeinschaft des Dienens in der Kirche. „Dienstgemeinschaft“ ist nicht identisch mit „Betriebsgemeinschaft“. Der Begriff „Dienstgemeinschaft“ ist viel weiter gefasst. Dies hat natürlich Auswirkungen auf das Miteinander in jedem kirchlichen „Betrieb“, vor allem aber

Auswirkungen auf das Denken und Verhalten aller Hauptamtlichen.

Allen hauptamtlich in der Caritas Tätigen muss dies bewusst sein. Jeder muss aus seiner professionellen Hilfe für „seinen“ Notleidenden Sorge tragen, dass das Gewissen aller Mitchristen wach bleibt, geschärft wird für die Not des Nächsten. Ohne die tätige Nächstenliebe der Christen läuft unsere Verkündigung Gefahr, nicht verstanden zu werden oder in dem Meer von Worten zu ertrinken, dem die heutige Kommunikationsgesellschaft uns täglich aussetzt.⁷ Ohne die tätige Nächstenliebe der Christen ganz allgemein verlieren unsere caritativen Einrichtungen den Nährboden, die Wurzeln, auf denen sie leben. Caritas lebt vom Ehrenamt. Das Ehrenamt ist ein wesentlicher Träger caritativer Tätigkeit in der Kirche. In den überall stattfindenden Neuordnungen der Gemeindestrukturen sehe ich durchaus eine Chance, dass die Ortsgemeinden sich mehr als in der Vergangenheit ihres caritativen Auftrags bewusst werden und dass die Zusammenarbeit zwischen Pfarrgemeinden und caritativen Einrichtungen zum Wohl beider Seiten verbessert wird. Das ehrenamtliche Netz, das die verbandliche Caritas in der Zusammenarbeit mit den Pfarrgemeinden hat, ist zweifellos ein Marktvorteil, aber es ist gefährlich, wenn man es nur unter diesem Aspekt sieht, zumal dann, wenn ehrenamtliche Mitarbeit nur als „billige Arbeitskräfte“ verstanden werden.

b) ... der etwas kostet

Ehrenamt ist ein Reichtum, der etwas kostet. Dieser Gedanke muss fest in den ökonomischen Überlegungen verankert sein. Weihbischof Vorrath hat in dem schon zitierten Interview zum Jubiläum des Essener Diözesan-Caritasverbandes Folgendes gesagt: „Auch Ehrenamtliche dürfen nicht ausgenutzt werden. Sie brauchen eine qualifizierte Begleitung und Schulung und müssen ernst genommen werden bei der Mitgestaltung ihrer Arbeit.“ Auch in dieser Frage entscheidet sich, welche Ökonomie unseren Dienst beherrscht, die Ökonomie der Wirtschaft oder die Ökonomie Gottes.

⁷ Vgl. *Novo millennio ineunte*, Nr. 50

5.5 Profilierung

a) Im Markt

Dass wir uns in einem Markt sehr unterschiedlicher sozialer Anbieter und Angebote behaupten müssen, konkurrenzfähig sein müssen, um wirtschaftlich weiter existieren zu können, das ist nicht nur eine Sorge, es bereitet vielfach Angst, Arbeitsplätze könnten gefährdet sein. M. E. haben wir als Caritas eine gute Chance im Markt.

Es ist für die Zukunft der Caritas und ihrer Unternehmen von größter Bedeutung, dass überall, wo sie tätig ist, der Mensch, der Mitarbeiter und vor allem der Klient, Patient und Hilfesuchende im Mittelpunkt steht. „Neben Begriffen wie Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Diakonie markiert der Begriff der Anwaltschaftlichkeit ein notwendiges Korrektiv zum einseitigen Selbstverständnis als Dienstleister. In der Praxis der helfenden Beziehung geht es um die Begegnung von Mensch zu Mensch, wobei auch jene Bedürfnisse zum Zuge kommen, die der Markt nicht befriedigen kann. In der Nächstenliebe, die sich als Konsequenz aus der Liebe Gottes gegenüber den Menschen ergibt, geht es stets um den ganzen Menschen.“ So kann man es in einem Positionspapier des Deutschen Caritasverbandes lesen.

Wenn wir das Profil unserer caritativen Unternehmen nach diesen Gedanken ausrichten, haben wir eine besondere Chance im Markt der sozialen Dienstleister. Das christliche Profil der Caritas und ihrer Unternehmen ist kein Hindernis auf dem Markt oder gar ein Grund dafür, dass wir zum Auslaufmodell würden. Das christliche Profil ist vielmehr das „Mehr“ des caritativen Angebots gegenüber den Konkurrenten. Um dieses Profil muss es uns gehen und nicht um den Profit, den manche neueren Konkurrenten auf dem Markt im Auge haben.

Allerdings müssen wir dabei ehrlich bleiben. Es geht nicht primär um die Sicherstellung eines marktrelevanten Vorteils durch die Instrumentalisierung der Mitarbeiter. Es geht nicht um Werbewirkung, sondern um die innere Motivation aller in der Caritas Tätigen. Nicht die Ökonomie fordert von uns diese Haltung, sondern das Evangelium.

b) Für die Karriere

Ähnliches gilt für die Professionalität aller bei uns Tätigen. Es ist zu fragen, ob die Professionalität Ausdruck der Liebe ist, die nach Fachlichkeit zugunsten der uns anvertrauten Menschen strebt, ob uns dieser Dienst wirklich ein Herzensanliegen ist oder ob es uns nur um persönlich-fachliche Profilierung, Gehaltssteigerung und Karriereplanung geht. Damit will ich mich durchaus nicht gegen Lohngerechtigkeit aussprechen, wie sie die katholische Soziallehre zwingend vorschreibt.

Damit sollen die Fragen und Anregungen abgeschlossen sein, auch wenn mir bewusst ist, dass es noch viele andere und weitergehende Fragen zu unserem Thema gibt. Zum Schluss noch einmal ein biblischer Impuls.

6. „Selig, die arm sind vor Gott“ (Mt 5,3)

Wenn man bedenkt, welche kritische Fragen und bisweilen Gefahren sich ergeben, wenn man sich in der Caritas auf die Ökonomie einlässt, könnte jemand auf den Gedanken kommen: Glaubwürdige caritative Tätigkeit ist nur in und aus Armut möglich. Wenn das richtig wäre, könnten, ja müssten wir unsere Caritasverbände und –institutionen schließen. Das kann doch wohl nicht wahr sein.

Das Wort, das Jesus dem vermögenden jungen Mann sagt: „Geh, verkaufe was du hast, gib das Geld den Armen. Du wirst einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach!“ ist ein konkreter Nachfolgeruf an einen Einzelnen (vgl. Mk 10,21f). Die Bergpredigt mit ihren Seligpreisungen und ihren „radikalen“ Forderungen gilt allen, die Jesus folgen wollen. Ganz zentral ist zweifellos die erste der Seligpreisungen: „Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 5,3). Wer sind die Armen vor Gott oder wie wir häufig sagen, die „Armen im Geiste“?

Die Armut, von der da die Rede ist, ist nie ein bloß materielles Phänomen. Die bloße materielle Armut rettet nicht, auch wenn gewiss die Benachteiligten dieser Welt mit ganz besonderer Güte rechnen dürfen. Auch das Herz der Nichtbesitzenden kann verhärtet, vergiftet, böse sein – inwendig voller Gier nach der

Habe und nach äußerem Besitz. Gerade im caritativen Dienst können wir so etwas erfahren.

Arm vor Gott sind wir, wenn uns immer bewusst ist, vor Gott mit leeren Händen zu stehen, wenn wir bereit sind, uns von Gott beschenken zu lassen. Dann werden wir Besitz nur als Dienst verstehen und – wie Papst Benedikt es einmal formuliert hat – der Kultur des Habens eine Kultur der inneren Freiheit entgegenstellen. So und nur so werden wir auch die Voraussetzung für soziale Gerechtigkeit schaffen.

Wir dürfen die Gaben Gottes genießen. Wir dürfen den Wohlstand als ein beglückendes Geschenk annehmen. Um nicht den Gefahren des Wohlstandes zu verfallen, braucht es eine Kultur im Umgang mit dem Wohlstand. Man muss unterscheiden und wählen können. Man muss sich über die Ziele, die man erreichen will und erreichen kann, verantwortlich klar werden. Selbstbeherrschung gehört dazu, Reife. Und die Verantwortung der besonders Wohlhabenden und Reichen bleibt eine besondere. Sie tragen die Verantwortung, dass die Kluft zwischen Armen und Reichen nicht immer größer wird. Aber dieses darf nicht aus Angst oder einem Unrechtsbewusstsein geschehen, sondern aus der Verantwortung, dass möglichst viele an den Gaben Gottes teilhaben.

Armut im Sinne der Bergpredigt ist nicht einfach die Tugend der weniger Begüterten oder der mit Gaben minder Ausgestatteten, gleichsam ein Trostpflaster für Zurückgebliebene. Armut ist Vereinbarung mit Weltbejahung – ohne der Welt zu verfallen, mit Großherzigkeit – nicht mit Größenwahn – und mit dem souveränen Umgang mit irdischen Gütern – nicht mit Götzendienst am Mammon. Armut ist nicht Armseligkeit. Kühne und großartige Baudenkmäler sind nicht Zeugen für die Verschwendungssucht ihrer Zeit, sie können, wie die mittelalterlichen Dome, bezeugen, dass die Menschen, die sie bauten, ihre Umwelt und ihr Können Gott selbstverständlich in den Dienst stellten und damit Welt und Gesellschaft prägten.

Die entscheidende Frage ist, ob wir uns in großen und kleinen Dingen, im Alltag oder bei grundlegenden Entscheidungen von

Geld, Besitz, Wohlstand bestimmen und beherrschen lassen. Dann wäre der Mammon unser Götze. Oder ob wir die Freiheit und Kraft haben, Geld, Besitz, Wohlstand zu beherrschen, durchaus auch zum eigenen Wohl, insbesondere aber zum Wohl anderer, zum Wohl der Gemeinschaft. Dann und nur dann sind wir frei, Gott allein die Ehre zu geben.